

Norman Ohler

Der Zauberberg,
die ganze Geschichte

Diogenes

Copyright © 2024 by Norman Ohler
Covermotiv: Gemälde von Ernst Ludwig Kirchner,
»Wintermondlandschaft«, 1919
Copyright © Ernst Ludwig Kirchner
Foto: Andrew Duke / Alamy

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2024
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/24/44/1
ISBN 978 3 257 07318 8

Für Nuri und ihre Freundinnen

Inhalt

ERSTES KAPITEL

Anreise II

Der Fremdenführer mit dem Pilzohrring 16

ZWEITES KAPITEL

Ein bettelarmes Bergkaff 27

Die Fiktion der Heilung 33

Die Erfindung des Skifahrens 50

DRITTES KAPITEL

Katias Burn-out 57

Anreise – Remix 62

Im Speisesaal 64

Die echte Clawdia 67

Liegekur und Untersuchung – Remix 69

Flucht 78

You Only Live Once 82

Der Zauberberg, ein Roman 84

Schnee von morgen 93

VIERTES KAPITEL

Der Anti-Zauberberg oder: Die schönste Frau Deutschlands	99
Die kranken Zwanziger	123
Der Tod der Zwanziger	129
Ramen	140
Das Ende des Gesprächs	141

FÜNFTES KAPITEL

Der Diktator von Davos	153
Ein Jude erschießt einen Nazi	168

SECHSTES KAPITEL

Das Ende des Skifahrens	195
Hotboxen im Kaiserzimmer	202
World Economic Fiction	211

SIEBENTES KAPITEL

As it was	223
Abschied	226
Tanz auf dem Zauberberg	228
Schnee	234

Dank	244
Bildnachweise	246
Bibliografie	247
Anmerkungen	253

ERSTES KAPITEL

»Ein bedeutendes Buch
erzählt immer nur von nichts.«

Mohamed Mbougar Sarr

Anreise

Es ist im Grunde eine einfache Sache, ich fuhr mit meiner 14-jährigen Tochter Suki im tiefsten Winter von Berlin nach Davos in die Skiferien. Von der deutschen Hauptstadt bis dort hinauf, das ist heutzutage keine sonderlich weite Reise, dafür eine kostspielige. Hotel und Restaurants, Skipass, Ausleihgebühren für Ski, Skischuhe, Helm und was noch so dazukam: Alles war in der Schweiz entsprechend bepreist, zumal nach der Pandemie und während eines Krieges in Europa. Aber da ich mir sagte, dass mein Töchterchen hier möglicherweise eine Erfahrung fürs Leben machen würde, hatte ich meinen Frieden damit geschlossen und überlegte nur, ob ich diesen offensichtlichen Urlaub nicht irgendwie beim Finanzamt als Geschäftsreise geltend machen könnte. Ist das nicht der Nationalsport der Deutschen, noch vor dem Fußball: etwas absetzen? Doch wie würde ich unsere Destination rechtfertigen? Was war der Grund, ausgerechnet dorthin zu fahren, »Da vo's teuer ist«, wie Suki den Orts-

namen interpretierte? Könnten wir nicht auch in der Tschechischen Republik oder meinetwegen in Österreich die Hänge hinunter?

Auf der Reise begleitet wurden wir von Sukis bester Freundin und Klassenkameradin Lana, die schon 15 war, sowie ihrer Mutter Anne. Vor Ort würden wir außerdem die mir noch unbekannte 14-jährige Lone treffen, ebenfalls mit Mutter, die Elizabetha heißt und Fotokünstlerin ist. Beide konnten schon Ski fahren, waren in Elizabethas Porsche Cayenne vorgefahren, und tatsächlich war es Elizabetha gewesen, die für Davos entschieden hatte, vielleicht war bei ihr das nötige Kleingeld nicht so das Problem. Anne und ich hatten uns dem angeschlossen, weil Davos irgendwie hochwertig schien – und wir uns nicht getraut hatten, unseren verwöhnten Töchtern irgendwelche unbekanntem Alternativorte wie zum Beispiel die böhmischen Pec pod Sněžkou, Boží Dar oder Železná Ruda vorzuschlagen. *Davos*, das besaß einen Klang! Hatte nicht Thomas Mann ebendort seinen *Zauberberg* angesiedelt? Und da fand doch auch dieses ebenso glamouröse wie ominöse *World Economic Forum* statt, wo sich einmal im Jahr die Superreichen trafen, um irgendwie cool zu wirken, während sie weiterhin die Zerstörung des Planeten vorantrieben, oder?

Am Gate einer Billigairline am Flughafen BER trafen sich Suki und ich mit Lana und Anne. Die beiden Mädchen freuten sich riesig, umarmten und herzten sich, was mich rührte, und ich fragte mich, ob es auf dieser Welt etwas Schöneres und Privilegierteres geben könne, als mit seiner Tochter und deren bester Freundin in den Skiurlaub zu fahren, egal, ob das nun Davos war oder nicht, und auch schnuppe, wenn nach der Rückkehr der Gürtel erst mal enger geschnallt wurde.

Der Flug über den östlichen Teil Deutschlands, die süddeutsche Hochebene und den Bodensee verlief unspektakulär, produzierte aber, wie mich die Umwelt-App meines Telefons informierte, pro Passagier 335 Kilogramm CO₂, mehr als die Hälfte dessen, was eine Person *pro Jahr* verursachen sollte. Nach einer guten Stunde landeten wir in Zürich, wo Lanas Vater Lewi uns erwartete, ein Engländer mit großem Kopf und noch größerem Lächeln, der britisch-pragmatisch bereits einen Mietwagen klargemacht hatte. Obgleich Anne und er getrennt leben, er in der Nähe von Málaga, wo er etwas mit Immobilien und der Instandsetzung von Ferienapartments zu tun hat, reisen sie hin und wieder zusammen, um Lana ein Vergnügen zu bereiten. So einfach ist das.

Auch die Autofahrt, die pro Nase weitere 30 Kilo-

gramm CO₂ verursachte, bot wenig Sensationelles. Recht eng saßen wir in dem nagelneuen Gefährt zusammen, obwohl dieses nicht klein war, die Karosserie sogar überdimensioniert wirkte, ich hinten neben den Grazien eingepfercht, unter uns eine Schweizer Autobahn. Erst als wir diese verließen und einer Landstraße folgten, die in Kurven und durch Tunnels das Hochgebirge in Angriff nahm, begann die Gegend an Kontur zu gewinnen, sich abzuheben vom Einerlei – ragten grantig und granitgrau Felswände rechts und links empor oder rauschte tief unter uns eiskalt ein Bach. *Schnee* lag – ein seltener Anblick, den Anne unseren Töchtern enthusiastisch verkündete, um deren Blicke für Sekunden von ihren Bildschirmen zu lösen. Als es Lewi plötzlich schummrig wurde, er aufgrund der Tunnels sogar Herzrasen bekam, hielten wir rasch an und tauschten Plätze. Mir machte die kurvenreiche Tour auf enger Fahrbahn nichts aus, vielmehr hat mich das Autofahren schon immer beruhigt, weil es irgendwie hirnabtötend wirkt. Plötzlich, ich war hinter dem Lenkrad noch gar nicht richtig warm geworden, befanden wir uns bereits in Davos, dieser angeblich höchstgelegenen Stadt nicht nur der Schweiz, sondern ganz Europas, waren also *da*, auch wenn es mir nicht so vorkam. Zu rasch war alles gegangen, und Davos wirkte auch nicht

wie eine Stadt, kaum wie eine geschlossene Siedlung, hässliche Flachdächer und zu zerfleddert alles, neubautendurchsetzt, kurios unterteilt in Davos Dorf und Davos Platz, wo wir den Wagen in einer Tiefgarage verstaute und eine sogenannte Standseilbahn betraten, die uns im 45-Grad-Winkel innerhalb von vier Minuten von 1550 auf nun schon etwas atemberaubendere 1850 Meter beförderte und vor einem Hotel mit dem Namen Schatzalp herausließ.

Auch bei der Hotelbuchung hatte ich mich treudoof angeschlossen und nicht weiter darum gekümmert, was das für ein Etablissement sein würde, wo die Doppelzimmer in der Hochsaison, den Schweizer »Sportferien« nämlich, die just angebrochen waren, mit 270 Franken pro Nacht zu Buche schlugen, mit Frühstück immerhin. Doch als ich mich unter einem strahlend blauen Himmel entlang der cremeweiß gestrichenen Holzfassade durch eine Art Kreuzgang, an dessen Stützsäulen ebenso cremeweiße Sonnenschutzvorhänge festgebunden waren, der filigranen Glastür mit Jugendstilverzierungen näherte, hinter der eine Wandelhalle abzweigte, die mich unmittelbar an ein Sanatorium erinnerte, obwohl ich noch nie ein solches betreten habe, merkte ich auf. Hatte ich vorher geglaubt, einfach nur in den Skiurlaub zu fahren, und sogar

überlegt, meinen Laptop zu Hause zu lassen, wirklich nur zu entspannen, um nach vier Tagen zurück im flachen Berlin zu sein, mein glückliches Leben als unglücklich verliebter Single genau dort wiederaufzunehmen, wo ich es verlassen hatte, war plötzlich etwas anders geworden. Ich blieb stehen, während die anderen zur Rezeption gingen, kniff die Augen zusammen und ließ den Blick über den schneebestäubten Nadelwald in das lang hingestreckte Tal gleiten, schnupperte die frische, kalte Luft und spitzte meine Ohren, weil ich es zwischern hörte. Ich war erregt, wusste aber nicht, weshalb; gleichzeitig spürte ich einen Anflug von Verunsicherung angesichts der hohen Berge ringsum, der Baumgrenze, die sich scharf markierte, und des schneebedeckten Felsens darüber. Meine Tochter zupfte mich am Ärmel: Sie wolle einchecken und sich umziehen für das Mittagessen. Ich gab mir einen Ruck und lief mit ihr zum Empfang.

Der Fremdenführer mit dem Pilzohrring

Das Hotel *resonierte* mit mir oder ich mit ihm, ich spürte da etwas *Zusätzliches*, wie ich es manchmal empfand, wenn ich mich in besonderen Räumlichkeiten aufhielt. Was es in diesem Fall war, blieb

noch undeutlich, doch meine Neugier war geweckt. Es war kein Luxushotel im konventionellen Sinn, sondern versprühte den Charme des letzten Jahrhunderts, und wie ich an der Rezeption erfuhr, befanden wir uns tatsächlich in einem ehemaligen Sanatorium, dem einst ersten Haus am Platz, in dem sich vor einhundert Jahren die lungenkranken Reichen aus ganz Europa getummelt hatten. Dass es früher einmal mondän gewesen sein musste, war augenscheinlich, und womöglich lag in dieser *vergangenen* Eleganz das Reizvolle. Vieles war original, keine Renovierung hatte die Messingtürgriffe ersetzt, auch der Fahrstuhl war der alte, mit Eisengitter, das per Hand geschlossen werden musste. Die Wände der Kabine überspannte dunkelgrüner Stoff mit goldenen floralen Mustern. Sogar eine gepolsterte Sitzbank gab es in diesem Lift, früher für Hinfällige vielleicht, die die kurze Wegstrecke nach oben nicht stehend schafften, oder für Verliebte.

Auch Suki gefiel dieser mit »historischem Edelrost« überzogene Komfort, wie es im *Zauberberg*-Roman heißt, den ich in der Schublade des Nachtschränkchens unseres Zimmers entdeckte. Doch bei der Schatzalp handelte es sich nicht um das darin geschilderte Sanatorium »Berghof«; Thomas Mann hatte für seine Geschichte ein fikti-

ves Etablissement entwickelt, vielleicht um seiner Fantasie freieren Lauf zu lassen – oder um rechtlich nicht angreifbar zu sein.

Ich ärgerte mich ein wenig. Ich hatte einen kleinen Klumpen Haschisch, den mir eine Freundin bei einer Party ungefragt in die Hand gedrückt hatte, mit in die Schweiz nehmen wollen. Pflichtbewusst hatte ich ihn bei der Sicherheitskontrolle am Flughafen in die Plastikschale gelegt, nachdem es geheißen hatte, die Hosentaschen bitte vollständig zu leeren. Als ich meine Uhr und mein Handy nach der Durchleuchtung wieder an mich genommen hatte, war der Haschischklumpen nicht mehr da gewesen. Ich hatte beschlossen, kein Aufhebens darum zu machen, vor allem vor meiner 14-jährigen Tochter nicht, der ich das Kiffen verbot. Dass sich eine der Sicherheitsbeamtinnen des Klümpchens angenommen hatte, stand außer Frage. Ich hatte es mir so schön vorgestellt: nach Ankunft im Hotel auf den Balkon zu gehen – oder die Loggia, wie das hier hieß –, während Suki bei ihren Freundinnen weilte. Ich würde das Panorama genießen, etwas marokkanisches Sahnehasch konsumieren, um den Wohlfühleffekt des Urlaubs zu verstärken und vielleicht sogar auf originelle Gedanken zu kommen. Nun konnte ich höchstens auf den Wein zurückgreifen, den Elizabetha im Cayenne hergefahren

hatte, doch Alkohol hat mein Hirn noch nie kreativ gemacht.

Beim Lunch fiel dann Anne, der ich den Vorfall am BER schilderte, ein junger Fremdenführer mit Fliegenpilzohrring auf, möglicherweise ein Nutzer bewusstseinsverändernder Substanzen, wie sie fachkundig meinte. Er saß ganz allein an einem Tisch. Ich fackelte nicht lange und nahm ihn beiseite. Ich sei nur ein paar Tage hier, rauche ohnehin nicht viel, bräuchte lediglich eine verschwindend geringe Menge und wolle wissen, ob er mir vielleicht helfen könne. So ein bisschen, nur zum Schreiben. Das mit dem Schreiben sagte ich, damit er kein schlechtes Gewissen hätte, mir unter Umständen etwas abzugeben. Dann nahm ich das Zeug sozusagen zu einem guten Zweck, das war unterstützenswert. Er war tatsächlich der richtige Kandidat, verstand sofort, griff in seine Hemdtasche und drückte mir etwas in die Hand. Voilà.

Eine Viertelstunde später, Suki hing wie erwartet mit Lana und Lone in Annes Zimmer ab, saß ich in einem der original Davoser Liegestühle, die einst für die Liegekur gegen Tuberkulose verwendet worden waren und die Thomas Mann als sehr bequem gelobt hatte. Ich entspannte mich und überlegte, ob es für einen Schriftsteller überhaupt so etwas gab wie ein *nicht* absetzbares Privatleben.

Selbst einen Skiurlaub steuerlich geltend zu machen musste prinzipiell möglich sein, wenn ich nämlich ein Buch schrieb über einen Skiurlaub. Wie sonst würde ich dafür recherchieren? Ich konnte ja vielleicht das Verschwinden des Skifahrens thematisieren. War es nicht eine absurde Sportart, die sich selbst abschaffte, da der Aufwand dafür mittlerweile so umweltschädigend war, dass es bald keinen Schnee mehr geben würde? Ich dachte an all das CO₂, das wir in die Luft geblasen hatten, nur um hierherzukommen, ganz zu schweigen vom energieintensiven Betrieb der Liftanlagen, Skikanonen und was sonst so vonnöten war. Ich würde einen Essay verfassen mit dem Titel »Bericht an das Finanzamt Friedrichshain-Kreuzberg betr. eines Skiurlaubs mit meiner 14-jährigen Tochter in Davos, Schweiz« und darin die großen Themen unserer untergehenden Zeit behandeln.

Der Gedanke war nicht so abwegig. Zum einen ging unsere Zeit offenbar tatsächlich ihrem Ende entgegen und war deshalb beschreibenswert, zum anderen fielen mir mehrere Romane ein, die als Berichte getarnt waren, an irgendeine Kommission oder Jury oder als ein Schreiben an ein Amt, ob es *Das Schloss* von Franz Kafka ist, sein *Bericht für eine Akademie* oder Albert Camus' *Der Fall* (das Buch, das ihm den Nobelpreis brachte, obwohl *Der*

Fremde viel besser ist), und auch George Orwell schrieb 1984 als Report eines Rebellen in einer dystopischen Gesellschaft.

»Was machst du, Papa?« Suki stand in Joggingklamotten und Air Jordans hinter mir. Überrascht und leicht schuldbewusst drehte ich mich um. Konnte sie etwas riechen von dem Hasch?

»Ich arbeite«, antwortete ich und lächelte breit.

»Und du so?«

»Ich chillaxe.«

»Sehr schön. Gefällt dir das Hotel?«

»Totenkrass. Ich fühl das. Lana auch.«

»Und Lone?«

»Ja, die auch«, antwortete Suki. Sie kam einen Schritt näher: »Papsi, was ist mit Emma?«

Ich sah sie an. »Wie, was meinst du damit?«

»Hast du sie endlich geditchet?«

»Ich geb' ihr eine letzte Chance.«

»Die wievielte letzte Chance ist das jetzt?«

»Ich hab' nun mal noch nicht aufgegeben«, antwortete ich und fügte scherzhaft hinzu: »Und vielleicht springt ja noch eine Handtasche für dich heraus ...« Ich grinste, bereute meine Worte aber sofort.

»Ich will keine Handtasche«, sagte Suki. »Ich will, dass Leute dich gut behandeln und dass du glücklich bist. Emma bringt dir nicht den gehörigen

Respekt entgegen. Weil sie depressiv ist, das hast du selbst gesagt. Weil sie sich selbst nicht liebt, deshalb kann sie dich auch nicht lieben. Du hast doch schon so oft von ihr gehört, dass jetzt endlich *eure* Liebe dran ist. Und nie ist was passiert.«

Ich stützte mich auf und nickte. »Du hast ja recht. Aber wenn wir zusammen wären, hätte sie keine Depression mehr ...«

»Du musst sie vergessen«, entgegnete Suki. »Sie wird ihren glatzköpfigen Galeristen und Immobilienfuzzi *nie* verlassen. Sonst hätte sie es längst getan. Alle Karten liegen auf dem Tisch. Sie kennt euch beide, aber bleibt lieber bei ihm ... *Read the signs*, Papa.«

Früher hatte Suki Emma gemocht, und zwar nicht nur, weil diese ihr in einem Moment des Überschwangs eine alte Prada-Handtasche ihrer Mutter geschenkt hatte, die diese nicht vermissen würde, da sie ein halbes Dutzend davon im Schrank herumfliegen hatte. Doch dass Emma sich eben nicht von ihrem Mann trennte, einem New Yorker aus gutem Hause, hatte meine Tochter ihr übel genommen. »Du bist nicht zweite Wahl, Papa«, fügte Suki jetzt hinzu: »Du bist nicht die Beilage, du bist das gottverdammte Schnitzel. Du bist nicht *the other woman*. Du bist der O. G.«

»Was bin ich?«

»Der *Original Gangsta*, ach, Mann, Papa! So, ich geh wieder zu Lana und Lone. Wir sehen uns zum Abendessen, okay?«

»Ja, ist gut«, antwortete ich tapfer. »Wenn es mit Emma aus ist, steig ich übrigens auf irgendeinen Berg.«

»Whatever«, sagte Suki achselzuckend und verschwand.

Mit einer merkwürdigen Mischung aus Anspannung und Gelassenheit lehnte ich mich zurück, packte mein Notizheft auf die Decke, die mich vor der winterlichen Kälte schützte, und schrieb unser Gespräch auf. Dann dachte ich an Emma und schaute in die Gegend, die vor meiner Loggia wie ein Gemälde aufgespannt war: das Landwassertal, die schneebedeckten Berge dahinter, Tinzenhorn, Älplihorn und wie sie alle hießen.

War das hier immer so sauteuer und stinkreich gewesen?, fragte ich mich als Nächstes und dachte erneut kurz an Emma, die mit ihrem Mann in Paris lebte. Die Schweiz, diese unzugängliche Bergregion, muss doch auch einmal arm gewesen sein. Wie war dieser Umschwung passiert, durch die Uhrenmanufaktur vielleicht? Wie hatte sich dieses Nest Davos so nach oben gekämpft? Könnte ich das nicht schriftstellerisch erkunden? Wie wäre es mit einem Text, der vom Aufstieg der Moderne

handelte und von ihrem Niedergang? Plötzlich fiel mir ein besserer Titel als »Bericht an das Finanzamt Friedrichshain-Kreuzberg« ein: »Der Zauberberg«. Ja, ich würde die *ganze* Geschichte erzählen, auf der auch der *Zauberberg*-Roman basiert, der ja selbst nur ein holografischer Splitter ist, trotz seines beeindruckenden Umfangs und künstlerischen Anspruchs.

Ich beschloss, der Sache ab morgen auf den Grund zu gehen, während Suki und Lana die Skischule besuchten, alleine schon aus steuerlichen Gründen! Thomas Mann hatte angeblich drei Wochen hier verbracht, um zu recherchieren, aber das waren andere, langsamere Zeiten gewesen. Mir mussten drei Tage genügen, und ich beschloss, anstatt die Hänge hinabzugleiten, wie ich es vorgehabt hatte, mich in den Archiven zu verkriechen, die es in Davos, offenbar einem Ort mit Bewusstsein für die eigene Geschichte, tatsächlich gab, wie ich rasch im Internet erkannte. Inspiriert erhob ich mich von meinem Liegestuhl: Plötzlich hatte ich einen Auftrag!